

ZEUGENSCHRIFTUM

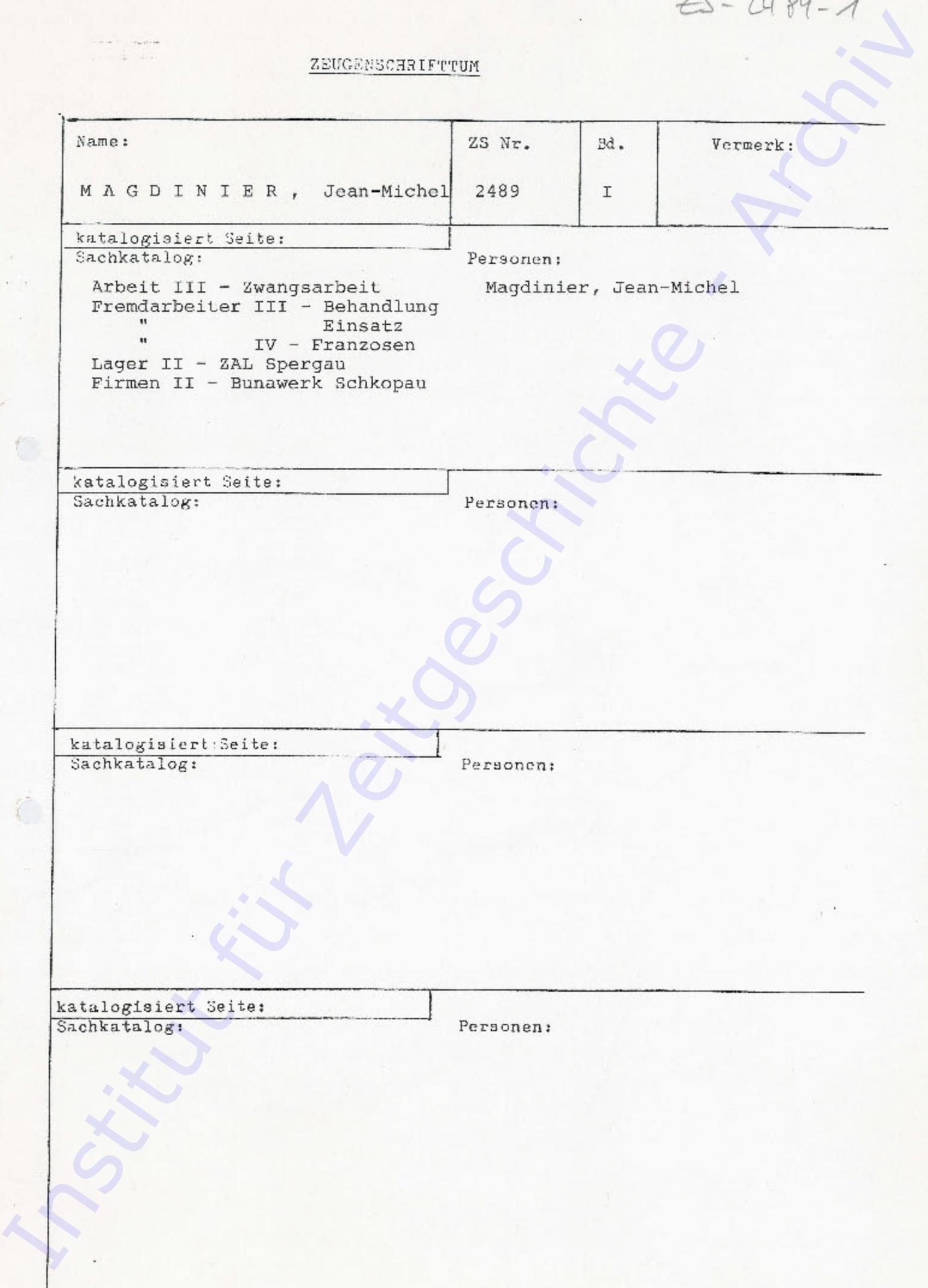
Name:	ZS Nr.	Bd.	Vermerk:
M A G D I N I E R , Jean-Michel	2489	I	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	Magdinier, Jean-Michel
Arbeit III - Zwangsarbeit	
Fremdarbeiter III - Behandlung	
" Einsatz	
" IV - Franzosen	
Lager II - ZAL Spergau	
Firmen II - Bunawerk Schkopau	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	



Zwei Jahre als Zwangsarbeiter (1943 - 1944) im Bunawerk (Schkopau)
Bericht / Erzählung aus der Erinnerung nach 52 Jahren

ZS-2489-2

Der Verfasser: MAGDINIER, Jean-Michel

geb. 31.8.1922, Franzose

Diplom: Landwirtschaftsingenieur (Landwirtschaft Hochschule „Purpan Toulouse“, F.)

Beruf: 25 Jahre Technischer und wirtschaftlicher Berater der größten privaten Obstbauern- Gemeinschaft in Südfrankreich

Seit 1.1.1983 Rentner.

Auszeichnung: Offizier in der Landwirtschaft

Orden: Medaille für „Rettungstat unter Einsatz des eigenen Lebens“
17.10.1986 verliehen von F.J. Strauss, bayerischer Ministerpräsident.

Wohnsitz: 25 Bd. Longchamp, 84130 Le Pontet, F., Tel.: 04.90.31.01.15.

Vater: Reservehauptmann der französischen Armee,
Kriegsgefangener 1940 - 1942, Oflag X B, Fallingb. bei Hannover.

Zwangsarbeitsdienst

- Am 1.6.1942 unterzeichnet der französische Arbeitsminister und der Gauleiter Sauckel ein Abkommen, daß alle 1922 geborenen Männer in die „Arbeitsfront“ eingezogen werden.
- Obwohl ich 1922 geboren bin, ließ ich mir als Hochschulstudent von meinem Schuldirektor eine Aufschubbescheinigung bis zu den Jahresprüfungen ausstellen.
- Man hört von einer gegen die deutsche Armee gerichteten Widerstandsbewegung. Mein Onkel, der sehr gut im Bilde ist, hat kein Vertrauen zu ihr. Es sind nur unorganisierte Verbrecherbanden. Der erste organisierte Widerstand entwickelte sich ab 15.5.1943.
- Die deutsche Armee dringt in die noch freie französische Zone ein. Der Druck auf die Studenten vergrößert sich.
- Am 31.12.1942 muß jeder Zwanzigjährige seine eigenen Lebensmittelkarten abholen.
- Auf Befehl wird die Hochschule zugemacht. Die Studenten müssen zu ihren Familien zurückkehren.
- Beim Abholen meiner Lebensmittelkarten wurde ich durch die französische Polizei verhaftet und zu einem Zug, der nach Deutschland ging, gebracht. Meine Eltern hatten nur eine Stunde Zeit, um mir Kleidung zu bringen.

Die Fahrt nach Deutschland

Die Fahrt geht durch Lyon, Dijon, Stuttgart, Nürnberg, Bamberg, Saalefeld, Leipzig. Der Zug, voll mit jungen Franzosen, bringt uns nach Halle.

In dem Zugabteil sind wir 8 junge Männer aus verschiedenen Orten. Jean Chavet und Josef Faure kannte ich bereits vorher. Wir essen, was man uns in Dijon am Bahnhof gegeben hatte. Wir reden, schlafen auf den Bänken, in den Kofferregalen und auf dem Boden. Wir lernen uns kennen und werden uns nicht trennen.

Mit der Straßenbahn werden wir ins Bunawerk Schkopau gebracht.

Der erste Eindruck und der Empfang

Vom Bunawerk bemerken wir von weiten den großen Schornstein mit seiner dichten grauen Rauchwolke; sofort danach auch den unangenehmen Geruch: eine Mischung von Chlor, Ethylen, Phosphorsäure und wer weiß, was noch? Es ist die verpestete Luft und der Geruch des nicht mehr trinkbaren Wassers. Später werden die Kameraden, die uns besuchen, fragen, wie wir in diesem Gestank leben können. „Was für ein Gestank?“ Wir bemerken ihn nicht mehr!

Als erstes werden wir zu einem Desinfizierungsraum geführt. Jeder muß sich ausziehen und die Kleider werden durch große Hitze gereinigt. Ein Angestellter pinselt mit Carbolyneum die haarigen Teile unseres Körpers ein. Es brennt auf der Haut. Sofort werden wir in einen Duschaum gesperrt. Einige Frauen versammeln sich in einer Ecke. Da wir keine Badelaken haben, ziehen wir unsere Kleidung, obwohl wir noch naß sind, wieder an. Zum Glück sind die Kleider noch ganz warm.

Dann werden wir in das Kameradschaftshaus des Gemeinschaftslagers geführt. Dort, endlich, bekommen wir eine dicke Suppe zu essen. Diese wird von jetzt an die Grundlage unserer Ernährung sein.

Ein Lagerführer (mit Stiefeln und schwarzer Uniform) bringt uns von dort zur Baracke (Block 10). Mit meinen Freunden aus dem Zug und acht weiteren Kameraden (davon sind zwei Seminaristen) richten wir uns in der Stube 12 ein, die wir vorläufig wegen Wanzenvernichtung nicht verlassen dürfen.

Die Wohnung

Die Stube ist 8 m lang und 8 m breit. In der Nordwand sind 3 breite Fenster, aus denen man über den Luftschutzgraben und die gepflasterte Straße auf den ukrainischen Familienblock sieht. Die Möblierung besteht aus

acht zweistöckigen Bettgestellen, jeweils durch zwei Schränke getrennt, einem langen Tisch und 16 Hockern. (Siehe Pfeil auf dem Plan, Anlage 1)

Die Baracke (Block), 100 m x 80 m groß, besteht aus 12 Stuben, einem Waschraum, einem Duschaum, einem Trockenraum und einem Raum mit 10 Kabinen in zwei Reihen. Diese Kabinen haben keine Türen, so daß man sich mit seinen Nachbarn unterhalten kann. Es sind die Aborte!

Die Sauberhaltung ist die Arbeit der Feger, die sich auch als Übermittler von falschen und wahren Nachrichten betätigen.

Das Gemeinschaftslager

Es liegt an der Ostseite des Bunawerks und besteht aus 19 Holzbaracken. Sie sind längs an zwei gepflasterten, parallelen Ost-West orientierten Straßen und einer Straße im rechten Winkel dazu gebaut (unsere, siehe Plan).

Die Blocks sind in drei großen Gruppen zusammengefaßt.

In der Ostgruppe wohnen die Italiener. Es sind freiwillige Arbeiter. Sie haben ihre eigene Kantine.

In der Westgruppe wohnen die ukrainischen Familien und ukrainischen Volksdeutschen sowie 1.072 Franzosen, davon sind 378 französische Kriegsgefangene im Block 12 (durch Stacheldraht eingezäunt, Stalag IV D).

Ein kleiner Block ist das Bordell.

61 Französinnen leben in einem abgesonderten Block. So sind wir insgesamt 1511 Franzosen.

In dem Gemeinschaftslager leben außerdem: Tschechen, Russen, Ukrainer, Jugoslawen, Spanier, Italiener (freiwillige Arbeiter), später auch die Kriegsgefangenen der unglücklichen Badoglio-Armee und die kriegsgefangenen Engländer, Amerikaner, Australier und Neuseeländer (mit Schokolade und Zigaretten!).

Nördlich der Nordparallelstraße (Korbethaer Straße) ist die große Kantine, das Kameradschaftshaus (in dem wir essen) und zwei kleine Kantinen für die Ausgabe der Kaltverpflegung sowie Friseur, Schuhmacher und Schneider.

Am Südrand ist die Baracke der Lagerleitung: Oberlagerführer, Vertreter, Büros usw.

Die Arbeit

Das Bunawerk (siehe Plan) umfaßt 175 ha, im Viereck 1,3 km groß. An den parallel und im rechten Winkel geführten Straßen ist eine 10 km lange Rohrbrücke von einer Werkstatt zur anderen verlegt. Durch den 100 m hohen und hunderte von kleineren Schornsteinen ist das Werk sehr stachelig geprägt.

Die Arbeitsfähigkeit

Am Tage nach unserer Ankunft ist eine Gesundheitskontrolle und in der Schule werden wir einer Fähigkeitsprüfung unterzogen. Jeder hat aus einem Aluminiumdraht verschiedene Zeichnungen so genau wie möglich nachzubilden. Ich bin scheinbar gut und der Prüfer sagt mir, daß ich in der Metallurgie arbeiten werde. Mein neuer Beruf ist Hilfskranschmierer. Danach werde ich zur Ausgabe der Arbeitskleider begleitet. Dort bekomme ich einen ca. 50 mal gewaschenen blauen Monteuranzug und ein Paar Schuhe aus Kunstleder mit Holzsohle. Die Fußblappen soll ich mir selbst besorgen!

Der Brückenkran-Hilfsschmierer

Die Arbeitszeit beträgt 10 Stunden. Um 7 Uhr muß ich stempeln. Die Werkstatt, in der ich arbeite, liegt entgegengesetzt zu unserer Baracke. 2 km muß ich laufen (siehe Bunawerksausweis, Foto, Anlage 2). Der Empfang ist eisig. Ich habe „Guten Morgen“ gerufen, es mußte jedoch „Heil Hitler“ heißen!

Der Schmierer, mit dem ich arbeiten muß, heißt Wilhelm Hukle. Er ist 40 Jahre alt und sieht nicht allzu schlimm aus. Er spricht kein Wort Französisch und ist zufrieden, daß ich etwas Deutsch kann. Sofort belädt er mich mit einem schweren Beutel, voll mit Werkzeug und Schmierköpfen (zum Wechseln, wenn sie verstopft sind), drei

Fetthandpumpen und Lappen, um sich die Hände abzuwischen. In der Hand trage ich die Ölkanne. Wilhelm trägt den Fettvorratsstopf. So laufen wir von einer Werkstatt zur anderen. Jeden Tag müssen wir 8 Brückenkräne schmieren. Jeder muß einmal im Monat geschmiert werden. Wir sind insgesamt 4 x 2 Männerschichten in der Werkstatt.

Zuerst müssen wir uns beim Werkstattmeister melden. Er schaltet den Brückenkran aus. Auf einer schmalen senkrechten Leiter klettern wir hinauf, laufen vorsichtig auf der Schiene bis zum Apparat. Jeder Schmierkopf muß

geputzt werden, dann satt mit Fett vollgepumpt werden und so weiter. Die Arbeit ist gefährlich. Wir müssen einen breiten Ledergürtel mit einem 2 m langen Strick und Karabiner tragen, um uns an einen festen Punkt anzubinden. Wir

machen es nie! Wir würden mit 10 Mark bestraft werden, doch kein Werkspolizist würde dort oben herumklettern!

Die Arbeit ist wegen des Fettes, Öls und Staubes sehr unsauber. Alle 2 Wochen erhalten wir deswegen 100 g Waschpulver und 100 g flüssige Seife. Wegen der schweren Arbeit erhalten wir Schwerarbeiter Karten. Damit kann ich mir 2 mal eine Sonderkaltverpflegung pro Woche kaufen. Das sind 250 g Brot, 100 g Schweinefett oder Schmalz.

Es gibt verschiedene Brückenkran-Schmierer-Systeme. Das bequemste ist in der modernsten Werkstatt: das „Selbstschmierer-System“. „Du mußt nur den Fettopf vollfüllen, dann kannst du schlafen!“ Solche Brückenkräne sind in dem großen Kraftwerk zu finden.

Der schönste Brückenkran ist 100 Tonnen schwer und 40 m hoch. Von dort oben hat man eine schöne Sicht über das ganze Werk und die Landschaft, wenn es nicht regnet! Andernfalls ist er der schlimmste Brückenkran!

Die gefährlichsten Schmierungen sind die 7 in der Karbidwerkstatt J 27. Dort in einer Höllenhitze an den großen rotglühenden Öfen - wie Dämonen aussehend - versuchen die laufenden Arbeiter (fast alles Russen) mit einer 5 m langen Stange durch die Luken das Magma nach unten fließen zu lassen. Wegen der Explosionen gibt es häufig Unfälle. Da bleiben wir nie lange! Aber der Meister paßt auf uns auf!

„Sind Sie schon einmal mit einem Brückenkran gefahren?“ Um zu schmieren, reiten Sie auf dem kleinen rollenden Trommelwagen. Einmal fährt die ganze Brücke 50 m nach links, dann 50 m zurück und plötzlich 8 m rechtwinklig dazu. Stop, die große Trommel fängt überraschend an, sich zu drehen!

In Frankreich sagt man: *Reisen bildet die Jugend!* So ist es!

Solche ruhelosen Brücken beliefern die großen Drehbänke in den Werkstätten. Der Führer auf dem Boden ruft nur: „Paß mal auf da oben und es geht los“!

Wilhelm ist ein braver Kerl. Er hat Vertrauen zu mir. Am Ende unserer zweiten Brückenkranrunde denkt er, daß ich die Arbeit allein machen kann. Also, bin ich allein unter den Dächern. Wenn der Meister nicht in der Werkstatt ist, bleibt Wilhelm dort, um sich Nägel zu machen. Er schneidet einen Eisendraht in 1 bis 2 cm lange Stückchen, spannt sie in den Schraubstock und klopft das Ende, um einen Kopf zu machen. Die Leistung ist gering, aber er ist zufrieden. So hat er genug Nägel, um ein Holzhäuschen als Weihnachtsgeschenk für seine Kinder zu bauen.

Der Hilfsschlosser

Ab dem 5. August 1943 arbeite ich in einer Rohr Montagewerkstatt in der Straße F. Die Vorteile sind:

- 1. Die Arbeit ist nicht so schmutzig.
- 2. Ich arbeite mit meinen 2 besten Freunden zusammen. (s. Fotos, Anlage 2)
- 3. Die Werkstatt ist nur 1 km entfernt von unserer Baracke. Ich kann eine viertel Stunde länger schlafen (wichtig!).
- 4. In 300 m Nähe befindet sich eine kleine Werkskantine mit hübschen großartigen weiblichen Bedienung.
- 5. Obwohl ich kaum Interesse an der Rohr montage habe, ist die Arbeit nicht so langweilig wie das Kranschmieren, das ich satt habe.

In einem Monat habe ich fast jede Werkstätte im Bunawerk besucht. Ich begreife nicht, was dort geschaffen wird. (Später erklärt mir mein Freund, Jean Chavet, Dipl. Chemiker die große Fabrikationskette, die Kalk und Kohle zu Bunakautschuk umwandelt.)

Die Schwierigkeit, eine andere Arbeit zu bekommen, sind die Vorgesetzten. Über mir ist ein Schlosser (s. oben), ein unscheinbarer aber ziemlich guter Meister - der 1,95 m große dicke, großschnäuzige Obermeister Meyer - ein vorsichtiger Ingenieur und der Oberdokter Hamann (s. weiter hinten).

Wie bin ich zu der Stellung gekommen?

Mit der Hilfe unseres Vertreters und Freundes Jocky Frossard, der perfekt Deutsch spricht, und meinem übertreibenden Freund von unserer Stube 12, Jean Chaniot., der hat Oberdokter Hamann erzählt, daß ich mich für die Rohr montage begeistere!

Die Werkstatt

Es ist eine Holzbaracke 25 m lang und 15 m breit. In einer Ecke, das verglaste Meisterbüro, längs der Wände die Werkbänke mit Vorhängeschlössern verschlossenen Schubladen - „Vorsicht vor Schlüsselklau“.

In der Mitte ist die große, lärmende Schleifmaschine, mit ihrem funkelnden Kometenschweif, eine dicke hohe Bohrmachine, drei Schweißapparaten an Acetylen- und Oxygenleitungen angeschlossen und die unentbehrliche Kaffee-Metallkanne (Kaffee ist aus gebrannten Gerstenkom) mit einer Blechtasse durch eine Eisenkette angebunden - „Aufpassen vor Tassenklau“!

Die Arbeit

Kurz vor 7 Uhr stempeln wir. „Heil Hitler!“ Um 7 Uhr brüllt die Werkstatthupe: „Los, arbeiten!“

Jeder Hilfsschlosser belädt sich mit dem Werkzeugbeutel und läuft hinter seinem Schlosser zum Arbeitsort im Betrieb. Wenn der Arbeitsort in der Nähe ist, versammeln sich die Arbeiter um 9 Uhr in der Werkstatt. Die Deutschen setzen sich auf die Werkbank, essen Butterbrote, trinken Kaffee und reden. Die Hilfsarbeiter, die am Abend vorher schon ihre Kaltverpflegung gegessen haben, trinken Kaffee, reden und warten.

Eine viertel Stunde später brüllt die Hupe wieder und bis zum Mittag arbeiten wir. Dann gibt es Mittagessen. Eine Stunde Zeit ist dafür genehmigt. Die Deutschen sitzen. Jeder ißt Ragout aus seiner eigenen Büchse. Die Ausländer laufen zur Kantine. Für eine Mark bekommen sie einen Napf voll dicker Suppe, um sie am Tisch mit dem lebensnotwendigen Löffel zu essen. Um 1 Uhr brüllt die Hupe wieder. Los, bis um 6 Uhr arbeiten!

Die deutschen Arbeiter

Die meisten haben nicht viel Lust zum Arbeiten. Die Älteren haben Söhne an der Front. Manche davon haben getötete oder verwundete Söhne. Die Jüngeren fürchten sich davor, an die Ostfront geschickt zu werden.

Hermann Wittig ist groß und dick. Sein Beruf ist Käseverkäufer. Er montiert die Rohre ab, läßt sie auf meinen Schultern zur Werkstatt bringen, läßt sie schweißen und montiert sie wieder. Er ist kein Facharbeiter. Zu mir ist er korrekt, nicht mehr. Oft hat er schlechte Laune. Er spricht mit mir vom Krieg und seinen Schwierigkeiten ein Gans zum Weihnachtsfest zu kaufen.

Einmal sollten wir die Isolierung eines großen Ofens entfernen und neues Material einsetzen. Der Ofen war noch warm, vielleicht 40 °. Wir haben dabei furchtbar geschwitz. Hermann dreimal mehr als ich. „Hermann, Du bist etwas mager geworden. Gleich verlierst Du die Hosel“ Hermann schimpft auf den verfluchten Franzosen. Wenn ich zu ihm sage: „anstatt Wittig solltest Du Fettig heißen“, schimpft er noch länger und zieht zwei Wochen ein Gesicht. Hermann

mag meinen Humor gar nicht.

Karl Weikart ist ein kleiner und lustiger Mann, jünger als Hermann. Er macht immer einen Spaß und lacht laut. Von Zeit zu Zeit habe ich mit ihm zu arbeiten. Er wollte mich nicht wie die anderen Hans nennen, sondern Johann. Morgens, wenn wir die Werkzeugbeutel entgegennahmen konnte er rufen und wie verrückt lachen: „Johann, spann den Ochsen an!“

Kurt Schaffernitt war der beste, immer gleich gutgelaunte Mann der Gegend. Josef Faure, mein bester Freund aus der Stube 12 hatte das Glück immer mit Kurt zu arbeiten. Kurt war auch kein Facharbeiter. Er besaß nordwestlich vom Gemeinschaftslager, jenseits der Flakbatterie, eine kleine Landwirtschaft mit Anbau von Kartoffeln, Gemüse, Obst und Haltung von Schweinen und Hühnern. Seine gute Frau beschäftigte sich damit. Er war gutherzig und Josef nützte dies für sich und demzufolge auch für mich aus. Als die amerikanischen Bombenangriffe zunahmen haben wir unsere wenigen „Schätze“ zu ihm gebracht. Sie sind heute noch dort.

Otto Zorn, mit seinen hervorstehenden Augen, schien immer zornig auszusehen! Könnte man so etwas erfinden? Tatsächlich, ist er jedoch ein braver Kerl. Es tut ihm leid, daß wir zum Frühstück nichts zu essen haben. Einige Male habe ich von ihm einige Scheiben Brot bekommen. (1943 ist es auch für die Deutschen schwer, Nahrung zu bekommen.) Wie andere auch, ist Otto ein „Gelegenheits-Rohrmonteur“. Er ist auch derjenige, den ich am besten verstehe. Wenn er mit mir spricht, habe ich viel Zeit zum Überlegen. Er stottert...!

Wilhelm, der Kleine ist der Arbeiter, mit dem mein Freund Jean Chaniot arbeitet. Jean ist ein großer Mann. Wilhelm ist 1,50 m klein. Das Paar war lustig anzusehen. Der kleine Kollege von „Benny Hill“ (Komiker im englischen Fernsehen) erinnert mich an diesen Wilhelm.

Karl, der Große ist ein Schwergewichtsboxer. Von der Gestalt und Gesicht sieht er aus wie „King Kong“ Mit seiner tiefen Stimme bringt er Gläser zum Rütteln. Wir nennen ihn „Max Schmeling“ und er ist stolz darüber. Leider hat er seine Tochter mißbraucht und kam ins Gefängnis und danach ins Konzentrationslager. Wir haben ihn nie wieder gesehen.

Wilhelm Lehmann ist wahrscheinlich krank gewesen. Sein Gesicht und die Hände waren immer naß. Er war noch jung und fürchtete sich an die Ostfront geschickt zu werden. Aus diesem Grund übertreibt er die Höflichkeiten mit den Meistern und Ingenieuren. Er will sich mit ihnen gut stellen; ein vollendetes Arschloch. Als ich mit ihm eine Woche arbeitete, wurde ich von der Gestapo einberufen. Anwesend waren ein Polizist, ein Sekretär und ein Dolmetscher. Nach der Kontrolle der Papiere: „Du bist angeklagt, Du hast W. Lehmann gesagt, daß die Arbeit in Deutschland eine Sklaverei ist“. Zum Glück spreche ich genügend Deutsch, um mich ohne Hilfe des Dolmetschers, dem ich mißtraue, zu verteidigen. Meine Antwort: „Ich habe einen Krach mit ihm gehabt und habe gerufen: „Du hältst mich für Deinen Sklaven!“... Ruhe... dann fällt der Spruch: „Los, geh mal arbeiten verfluchter Franzose, aber paß auf, das nächste Mal „Spergau“.. „Heil Hitler!“ Gott sei Dank, ich bin frei und fühle mich leichter! Mit Wilhelm habe ich dank Oberdokter Hamann nicht mehr weiter gearbeitet.

Suzanne und Claudette, zwei Französinen arbeiten auch in der Werkstatt.

Suzanne, die Ältere ist gekommen, um mit ihrem Mann zusammen zu sein, der als freier Kriegsgefangener im Bunawerk arbeitet. Sie ist ihm jedoch nicht treu (es gibt so viele andere KG). Sie spricht ein deutsches Kauderwelsch flüssig und man kann sie gut verstehen. Sie ist die Briefträgerin der Werkstatt: Zettel, Papier, Stempelkarten vom Meisterbüro zur Führung und zum Wirtschaftsbüro.

Claudette ist eine arme junge Frau. Sie spricht kein Wort, auch nicht Französisch. Ihre Arbeit ist das Putzen und Schmieren alter Schrauben. Deswegen ist sie immer dreckig und es stört sie gar nicht.

In der Schule

1997 erkennt man in Frankreich, daß die ausländischen Arbeiter, meistens Maghrebiner (Nordafrikaner), die Gesetze und Bestimmungen zu ihren Gunsten, vor allem für ihre Arbeit und Familienansprüche, viel besser kennen als die Franzosen. Ihre Vertreter erkundigen sich und danach verbreitet es sich von Mund zu Mund.

So war es auch im Gemeinschaftslager Schkopau.

Einmal hörten wir, daß erwachsene Ausländer sich in der Bunawerkschule schulen lassen könnten. Sofort sind wir, Jean Chaniot und ich zu unserem Oberdokter Hamann gegangen, um zu erklären, daß mit einer guten Ausbildung in der Schule unsere Arbeitsleistung zunehmen würde!

Am 24. Oktober 1943 treten zwei Seminaristen und die drei untrennbaren Freunde der Stube 12 : Josef, Jean und Jean (siehe Pfeil Anlage 1 Fotos Anlage 2) in der Schlosserschule G 4 an.

Zuerst mußten wir eine Prüfung vor einem Lehrer machen. Um zu wissen wie dumm wir waren, stellt er uns ein paar Fragen. Eine geht mir nicht aus den Sinn! „ Sie wollen einen Nagel in die Wand einschlagen, was brauchen Sie?“ „Eine Wand“ antworte ich. Die Kameraden schauen mich ängstlich an (Paß mal auf, Spergau!) Der Lehrer überlegt und lacht endlich: „es ist eine gute Bemerkung! Und was noch“?

In der Schule haben wir den ersten Teil des Winters verbracht: Sauberkeit, Ruhe und Wärme. In diesen Zeiten waren das große Vorteile. Die einzigen Nachteile waren:

1. Wir kriegen keine Schwerarbeiterkarte mehr.
2. Mit den Kindern (12 - 16 Jahre) des

Lehrlingsbetriebes, wahrscheinlich wegen einiger

Hitlerjungen in Uniform, konnten wir nicht sprechen. Sie sind arrogant und verachten uns. Sie werden sehr streng ausgebildet. Einmal haben wir einen Lehrer gesehen, der einen Jungen schlug. Der Junge hat stillgestanden, als der Lehrer ihn kräftig ohrfeigte.

In der Schlosserei steht jeder (Sitzen ist verboten) vor einem Schraubstock auf einer langen Werkbank. Darunter sind Schubladen mit Feilen aller Sorten: grobe und feine, vier- und dreieckige, Vogelzunge und Rattenschwanz usw... Hammer und Meißel, Kreuzmeißel und Eisensäge.

Morgens „Heil Hitler“ der Meister gibt uns eine Zeichnungsvorlage des Stückes, das wir fertigen sollen. Erst am Abend werden wir ihn wiedersehen, wenn er unsere Arbeit kritisiert. Er ist zu allen sehr freundlich und schimpft fast nie. Ein müder alter elsässischer Schlosser gibt uns Ratschläge. Von Tag zu Tag werden die Eisenstücke schwieriger. Am Ende der Schlosserzeit sollen wir zwei genau ineinander greifende Teile schaffen. Das ist sehr schwer!

Ab 3. November 1943 lernen wir im Keller das Rohreschlossern. Der Meister ist mit uns noch freundlicher als oben. Mit viel Geduld lehrt er uns kleine und mittlere Rohre zu pressen (durch Klopfen), mit trockenem Sand zu füllen, mit einem großen Sauerstoffbrenner zu erwärmen und dann im Schraubstock verschiedene Winkel zu biegen. Die über 80 mm breiten Kniestücke sind mit besonderen Flanschen zu schweißen. Rohrabzweigungen sind vorzubereiten, dann wird geschweißt usw...

Leider geht diese gute Zeit vorbei! „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, sagt ein Lied.“

Helmut Knochel

Am 2. Januar 1944 kommen wir in unsere geliebte Werkstattbaracke zurück. Jean Chanot trifft seinen kleinen Wilhelm, Josef seinen guten Kurt. Der Meister begleitet mich zu meinem neuen deutschen Arbeiter: Helmut Knochel. Er ist 1,80 m groß, hat blonde ondulierte Haare, ein schönes mageres Gesicht, blaue scharfe Augen und einen athletischen Körper. Mittags, als Helmut auf seiner Werkzeugkiste bleibt, um zu essen, flüstert mir jeder der Arbeiter ins Ohr: "Paß auf, Hans, der Helmut ist ein SA-Mann. Er ist sehr gefährlich. Du mußt schweigen, Hans! Nur schweigen!"

Helmut ist ein richtiger Rohrmonteur. Er ist ein guter Schweißer. Er ist geschickt und schnell. Bald verstehe ich, daß wir „Akkord“ arbeiten. Deswegen haben wir auch nie die Meister oder Obermeister zu Besuch und zur Kontrolle. Wenn eine Montage beendet ist, bringt Suzanne ihm neue Pläne. Er braucht niemanden, der ihm was erklären muß. Von Zeit zu Zeit kommen die Ingenieure oder Oberdokter Hamann. Sie stellen keine Fragen, sondern nicken nur mit dem Kopf als Zeichen der Zufriedenheit. Mit zwei Technikern von Siemens, die neue riesige Ammoniakgas-Kompressoren im Nachbarbetrieb herstellen, führt er oft technische Gespräche. Helmut soll alle Rohrverbindungen an den Apparaten durchführen. Nach und nach verstehe ich, daß alle von Oberdokter Hamann angefangen bis zu den kleineren Arbeitern (z.B. Wilhelm) sich alle vor Helmut fürchten. Mir gegenüber ist er anspruchsvoll aber gerecht. Er hat Vertrauen zu mir. Nicolai, der Ältere von unseren zwei russischen Hilfen dreht ihm die Rohre, die er schweißt. Mit dem anderen, Vassili, (16 Jahre), befestige ich (die eingeschmierte Dichtung darf nicht vergessen werden) die vorbereiteten Rohre mit Schrauben.

Als Akkordarbeiter müssen wir uns immer beeilen. „Hans, Mensch, mach zu!“ Oft arbeiten wir am Sonntagmorgen, von März 1944 an auch am Sonnabendnachmittag.

Nicolai ist ein russischer Kriegsgefangener. Er ist ein lustiger Kerl. Mit Gebärden und ein paar russischen Wörtern, die ich kenne, erklärt er mir, daß er auf dem Land zwei Pferde führte: Davai, davai Yvan“. Als Jean werde ich von Karl „Johann“, von den anderen „Hans“ und jetzt auch noch „Yvan“ genannt!

Aus vier Stummeln, die er auf dem Werkstattboden (selten!) gefunden hat, etwas trockenen Topinamburblätterpulver, rollt er sich in einem Zeitungspapierstück eine Zigarette, die er sich an dem Brenner anzündet. Er verbrennt sich den Schnurrbart, lacht und pfeift: „Dobre Yvan, dobre!“

Vassili weiß nicht, warum und wie und wann er hier angekommen ist. Sein Vater ist Soldat an der „Westfront“ (für die Russen!). Er ist ruhig und behende. Helmut scheint mit unserer Arbeit zufrieden zu sein.

Die französischen Kriegsgefangenen (André Guillemont, mein Freund) bringen mit ihrer Bewachung einen neuen Apparat. Zum Beispiel einen 10 m langen und 3 m breiten Behälter, voll verschiedener Einrichtungen, um mehrere Stoffe zu mischen. Mit Flaschenzügen und Winden wird er auf einen eisernen Sockel gesetzt, den wir gebaut haben. Nach Plan präparieren Helmut und Nicolai die Rohre, die Wassili und ich an ihren Platz bringen. Wir füllen den Behälter mit Isoliermittel und machen den schweren Deckel zu (die eingeschmierte Dichtung nicht vergessen!) Endlich befestigen wir die Schrauben (groß wie Handhanteln). Mit dem längsten Schlüssel machen wir sie fest. Unsere besondere „Kreuztechnik“ ist: jede Mutter wird mit dem „Schlagschlüssel“ und Vorhammer noch fester angezogen. Zum Schluß füllen wir den Behälter mit Preßluft und mit Hilfe der Seifenwasserspritzkanne prüfen wir jede Schweißarbeit und Dichtung. Alles passiert in einer Höhe von 12 - 15 m auf Gerüsten und Leitern.

Einmal hatte Helmut einen Krach mit der Führung. Seiner Meinung nach war die Akkordzeit zu kurz bemessen und er beschwerte sich. Es kam eine Kontrollschicht, um unsere Arbeit zu messen. Sie haben uns recht gegeben. Doch meine Belohnung war :“Hans, noch nie hast Du so schnell gearbeitet!“ So war Helmut, der SA-Mann. Andererseits habe ich von Helmut oft zu essen bekommen. Jedes Mal, wenn wir sonntags arbeiteten, erhielt ich von ihm ein dickes Stück vom Familien-Sonntagskuchen. Außer, wenn er wegen der Arbeit schimpfte, redete er freundlich mit mir. Er war neugierig auf mein Leben in Frankreich. Vielleicht fühlte er, die Ideale ausgenommen, daß wir einen ähnlichen Charakter hatten?

Mit Helmut habe ich fünfzehn Monate schwer gearbeitet. Alle zwei oder drei Monate verschwand er. Niemand wußte oder wollte wissen, wo er war!

Während seiner Abwesenheit war ich der Chef unserer Dreimannschicht. Der Meister und die Siemensleute gaben uns Instandhaltungsarbeiten.

Wenn Helmut zurückkam sah er ganz zerrüttet aus: Mager, blaß, scheue Augen. Er sprach zu niemanden. Es ist mir ein Geheimnis geblieben. Wenn ich mehr Wissen über KZ-Lager, besonders Auschwitz und Treblinka gehabt hätte, hätte ich gedacht, wahrscheinlich hat Helmut als SA Mann dort Wachdienst machen müssen. Das würde auch seinen Besuch, kurz vor unserer Rückfahrt nach Frankreich erklären (siehe weiter hinten).

Der Lohn

Die Arbeitszeit war täglich 10 Stunden und 5 Stunden am Samstagmorgen. Von Januar 1944 an mußte ich (Akkordarbeit) Sonntagmorgens auch arbeiten

Ab März wurde von allen der ganze Sonnabend gearbeitet. Insgesamt waren es 65 Arbeitsstunden pro Woche. Jeder französische Zwangsarbeiter erhielt 65 Pfennig pro Stunde, 42,25 Mark pro Woche, davon wurden 25 % für Krankenkasse, Steuer, Wohnung usw. einbehalten. Ich bekam kein Extrageld für Akkordarbeit und Feuerwehrdienst. Für die kleinsten Fehler wurden wir mit 10 Mark bestraft: Ausweis verloren, 5 Min. Arbeitsverspätung, keine Arbeitssicherung benutzt, keine Gasmasken am Ofen aufgesetzt oder in einer unerlaubten Kantine gegessen usw. Die Werkspolizei hatten wir tagsüber und die Schupos nachts im Rücken.

Der Feuerwehrmann

Ab Mai 1944, als die Luftangriffe gefährlich zunahmen, mußte ich Luftschutzdienst im Werk machen. Jede sechste Nacht mußte ich in dem Feuerwehrgebäude verbringen. Dort treffe ich fünf deutsche Arbeiter. Sie sind zu mir sehr freundlich. Beim Abendessen gibt es jedesmal etwas für mich. Sie rauchen und reden viel. Ihre Motivation ist gering. Sie haben viele Sorgen wegen der Lage an der Ostfront, weniger wegen der Südfront. Ich nutze die Gelegenheit, das Gebäude zu besichtigen.

Wenn der sechste Tag ein Sonntag ist, bin ich 5 Stunden ein Hilfsschlosser und 5 Stunden ein Feuerwehrmann. Wenn die Rauchwolke in der Stube zu dicht ist, gehe ich in das Büro der Nachbarwerkstatt, um in Ruhe meinen Eltern zu schreiben (siehe Anlage).

Jede zweite Woche haben wir Übung: Draußen tragen wir die Presswasserpumpe, die Schlauchrolle ist abgerollt, die Spritze wird von einem festgehalten und die Pumpe eingeschaltet. Einer simuliert den Motor anzulassen (da Benzin gespart werden soll, ist der Hahn nie geöffnet!). Eine halbe Stunde später: alles ist abgeschaltet, die trockenen Schläuche hängen im Trockenturm, etwas später werden sie abgehängt und eingerollt.

Die Ernährung

Für einen Zwanzigjährigen ist das Essen sehr wichtig. Es war unsere größte Sorge.

Von Juli 1943 bis September 1944 konnten wir unseren Hunger mit dem, was wir bekamen und mit Hilfe der Postpakete aus Frankreich und mit etwas Pfliffigkeit, stillen.

Jeden Freitagabend kauften wir für 8,50 Mark drei Streifen mit jeweils sieben Marken. Der erste war fürs Mittagessen, der zweite für dicke Suppen und dritte für kalte Verpflegung. Alle 15 Tage konnten wir ein Zigarettenpaket (Lagerwechselgeld) für 1,50 Mark kaufen. Das Bier war frei und gut.

Da wir in der Werkstatkantline nur dicke Suppe bekommen konnten, aßen wir am Feierabend im Gemeinschaftshaus. An einer großen Fensterbank in der Küche gibt jeder seine Mittagessenmarke ab, nimmt sich eine Schüssel, in die ein Dienstmädchen Kartoffelpüree hineinwirft, die zweite eine Wurst- oder Fleischscheibe, die dritte einen Löffel voll Sauce, die vierte einen Löffel voll Pudding auf einem kleinen Teller. Dann sucht man sich einen Platz an den langen Tischen, setzt sich und zieht aus der Tasche den „unentbehrlichen Löffel“ und isst. Für mich besteht das beste Mittagessen aus Mühelfleisch, das viele nicht mögen. Ich kann meinen Magen voll bekommen!

Bei den Italienern kann man gegen eine Mittagessenmarke und zwei Zigaretten Nudeln zu essen bekommen. Wir durften uns jedoch nicht erwischen lassen!

Vier kleine Kantinen für die Kaltverpflegung sind im Lager verteilt. Je nach seinem Glück bei einem netten Dienstmädchen wählt jeder seine eigene Kantine. Für seine Marke bekommt er: ein verständnisvolles Lächeln, 250 g Roggenbrot (die Ecke bitte!), entweder ein Wurststück, 100 g Marmelade, 100 g Käse oder 100 g Margarine. Alle 15 Tage gibt es 250 g Zucker, 250 g Marmelade und $\frac{1}{4}$ l Schnaps, sonntags 4 Brötchen. Weihnachten 1943 bekamen wir 15 Zigaretten, 2 Brötchen mehr, $\frac{1}{4}$ l Schnaps und ein Kriegsspiel! Mit dem was wir aus den Paketen aus Frankreich gespart hatten und der Hilfe von Schwester Gertrud, die in ihrer Wohnung in Halle alles für uns gekocht hat, haben wir ein Bankett gemacht.

Ab Oktober 1944 bis zum Ende des Krieges ersetzen allmählich die Kohlrüben die Kartoffeln. Wir haben wahrlich Hunger gehabt.

Einmal sagte uns ein Kamerad, der auf dem Land arbeitete: 4 km von Korbetha entfernt, links der Straße, hat ein Bauer Kartoffeln geerntet und es liegen auf dem Acker von den Maschinen kaputtgeschnittene Kartoffeln. Am Sonntag darauf machen wir mit Rucksäcken eine Expedition dorthin. Wir füllen die Säcke und vorsichtig, um die Schupos auf der Straße nicht zu treffen, laufen wir durch die Felder zurück. Als wir durch ein Wäldchen gehen hören wir „Halt!“ Ein großer dicker Mann, in grüner Uniform, mit der Flinte unterm Arm, kommt auf uns zu und fragt, was wir da zu schaffen haben. Ich erkläre ihm was los ist, er will mir jedoch nicht glauben. Er schlägt mir den Gewehrkolben kräftig auf den Kopf. Wir müssen die Säcke ausleeren. Traurig schauen wir auf den Haufen halber Kartoffeln und laufen unter einem Hagel von Schimpfwörtern weg. Hinter dem nächsten Gebüsch warten wir auf die Nacht und kehren zurück um unseren Schatz wieder zu holen.

Damit haben wir ein paar Kartoffelessen gemacht.

„Ja, aber wie haben wir auf der Stube mit Zentralheizungen Kartoffeln kochen können?“

Vor längerer Zeit hatten die Elektrostudenten unserer Stube, Léon Billet und Charles Despierre,

Widerstandsdraht und Kabel aus ihrer Werkstatt gestohlen. Ich habe den Behälter aus Eisen gebaut und die Isolierung besorgt. Die Kriegsgefangenen, die in geschlossener Reihe marschieren mußten hatten das Material aus dem Werk gebracht. Damit haben wir zwei große Kocher gebaut.

Die Religion

Anfangs durfte Pascal Vergez, ein französischer Kriegsgefangener, dank der Hilfe der Priester von der St. Norbert Kirche in Merseburg, am Dienstagabend die heilige Messe in der Kirche lesen. Nach der Arbeit gingen einige Franzosen, Belgier und Italiener dorthin (s. Fotos, Anlage 2-3-4).
Ab März 1944 haben wir uns wegen der Gestapo einmal in der einen und das andere Mal in der anderen Stube versammelt. Dann im Dezember 1944 wurde die heilige Messe dort streng verboten. Daraufhin bot der evangelische Pastor der Kirche von Korbetha diese Pascal und seinen Freunden an. Während unserer Messe blieb der Pastor bei uns, nicht um uns zu überwachen, sondern um mit uns zu beten.
Pascal Vergez wurde verhaftet. Er ist in Spergau vor Hunger und Elend gestorben.
Unser Oberdokter Hamann war katholisch. Er hat uns immer taktvoll geholfen.

Die Unterhaltung

Das Gemeinschaftshaus besaß eine vollständige Theaterausrüstung. Oft sahen wir gute Schauspiele, besonders auch viele Varietestücke. Am Anfang jeder Aufführung hielt unser dicker Oberlagerführer Folbach eine Rede in einer affektierten deutschen Sprache. Der Dolmetscher Benno übersetzte. Dieser Tscheche sprach französisch, jedoch grob und unhöflich, daß für jemanden, der Deutsch gut verstand, der Unterschied am komischsten war. Benno hat sein Französisch wohl im Gefängnis oder bei der Fremdenlegion gelernt.
Am 18. August 1943 haben wir Edith Piaf gehört und gesehen. Oft haben wir auch Theaterstücke der Kriegsgefangentruppe und unserer eigenen Truppe geschaut. Manchmal sind wir zu Sonntagnachmittags Tanz- und Konzertveranstaltungen im Bunakameradschaftshaus gegangen. Einige Male waren wir auch im Kino in Halle (Baron Münchhausens Abenteuer).
Da wir nur wenig Interesse an unserer schweren Arbeit hatten, war unser Leben langweilig. Wir hatten Sehnsucht und die Zukunft erschien uns unsicher. Die größte Gefahr war, sich gehen zu lassen. Manche unserer Kameraden lebten wie Tiere: Arbeiten, Essen und Schlafen. In unserer Stube war es nicht so. Immer suchten wir sonntags Entspannung und Tätigkeiten. So haben wir mit der Straßenbahn oder zu Fuß die ganze Gegend besichtigt: Halle Stadt und Zoo, Merseburger Schloß und Dom. Einmal sind wir mit der Straßenbahn und zu Fuß nach Freyburg gelaufen. Im Sommer haben wir in den Schwimmbädern von Ammendorf und Leuna, und auch in den verbotenen Teichen getaucht und geschwommen. Ich war ein guter Kunstschlittschuhläufer und habe mit Barbara, die mir das Walzertanzen beibrachte, ein paarmal auf der gefrorenen Saale getanzt.
Mit dem Zug reisen war uns verboten. Ein Seminarist wollte seinen kriegsgefangenen Bruder bei Dresden besuchen. Zwei Wochen später haben wir ihn in den Reihen der Leute aus Spergau nur mit Schwierigkeiten wiedererkannt! Als ich gut genug Deutsch mit annehmbarer Betonung sprechen konnte: „Zwei mal Leipzig, hin und zurück, bitte!“), sind wir Josef und ich, dreimal in Leipzig gewesen (5. September unter Bomben). Nach Bitterfeld war es zu gefährlich. (Die Richtungen von Osten nach Norden und Westen nach Süden waren wegen der Kontrollen nach eventuellen Flüchtlingen riskant). Einmal wollte ich am Magdeburger Bahnhof einen „Scout Bruder“ treffen. Beim Aussteigen sagte mir jemand: Vorsicht, Massenverhaftung, tatsächlich. Vor jeder Tür, standen zwei Schupos. Mit dem nächsten Zug sind wir zurückgefahren. Ab August 1944 durften wir nicht mehr aus dem Lager. "Die Räder sollen rollen für den Sieg!"

Zweimal in der Woche hatten wir am Abend mit unserem Vertreter Jocky Frossard Deutschunterricht. So machte ich einige Fortschritte in der deutschen Sprache. Am 15. November 1944, nach einer mündlichen und schriftlichen Prüfung, erhielt ich von Prof. Dr. Müllert in der Universität Halle ein Diplom für „obere praktische Kenntnisse“ (siehe Diplom Anlage 5)

Wenn es regnete, spielten wir Karten, Schach usw. oder machten Boxkämpfe. Lesen war wegen des Lärms fast unmöglich. Ruhe und Alleinsein war selten. Jeden Sonntag schrieb ich meinen Eltern. Ich ging dafür in die Nachbarbaracke der Polen. Es war so laut wie in unserem Heim. Da ich kein polnisches Wort begriff, war mir das Schreiben möglich. Um 10.00 Uhr wurde das Licht so dunkel, daß wir nicht mehr lesen oder schreiben konnten. Ab Februar 1944 durften wir nur noch auf Postkarten schreiben. Ab September durften wir nicht mehr schreiben. Meine Eltern empfingen am 28.10.44 eine Kriegsgefangenen Postkarte von mir, die ich von André Guillemmenot erhalten habe und vier Zeilen einer Nachricht vom Roten Kreuz enthielten.
Unsere Freunde die Elektriker haben in der Wand das Rundfunkkabel gefunden. Sie haben einen Lautsprecher besorgt (siehe Anlage 4). So können wir Nachrichten und Musik hören (Lilie Marlen, „Schenk mir Dein Foto“, „Zum Abschied, reich ich Dir die Hände und sag Dir leis auf Wiedersehen, ein schönes Märchen geht zu Ende, es war ja so schön!“) Unser braver Lagerführer wußte es, aber schimpfte nicht. Was er nicht wußte, war, daß hinter dem Apparat sich ein geheimer Rundfunkempfänger steckte, mit dem wir BBC Sendungen hörten. (Paß auf Mensch, Spergau!)

Bombenalarme und Angriffe

Bis November 1943 gab es wenig Fliegeralarm. Jedesmal heulten die großen Flakbatterien, die dicht um das Werk verteilt waren. Nicht Schlimmes! Wenn die Sirenen langsam heulen, ist es ein Voralarm. Es bedeutet: „Licht ausmachen“. Wenn es überhastet klingt, ist es „Alarm“. Jeder sollte dann in den nächsten Luftschutzgraben laufen und darin bis zur Entwarnung bleiben.
Ab November 1943 werden die Alarme und Angriffe immer häufiger. Das Wasserwerk wird beschädigt und

im April 1944 sehr schwer angegriffen. Einige Kriegsgefangene wurden dabei getötet.

Im Gemeinschaftslager, das sich zwischen dem Wasserwerk und dem großen Werk befindet, haben wir zum Glück nur Materialschaden. Von jetzt an werden wir die Fenster geöffnet lassen. Da ein paar Rohrbrücken kaputt sind, hat man eine Lokomotive mit dem Rohmetz des Lagers verbunden. So kann die Zentralheizung laufen. Es ist uns nicht kalt.

Durch unseren Lautsprecher hören wir ein „Luftlage Meldung“: „Mehrere feindliche Flugzeuge fliegen in Richtung Hannover - Braunschweig“. „Es könnte wohl für uns sein!“ Wirklich, bald haben wir Voralarm, dann Alarm. Von weitem hört man das tiefe zunehmende Brummen der Flugzeuge. Draußen breitet sich der dichte, Hals und Augen reizende Schutznebel aus. Die Lichtstrahlen der Scheinwerfer suchen den Himmel ab. Wie graue Mücken sind sie zu sehen. Die Flakartillerie macht ein Konzert, ein Feuerwerk für ein Todesfest! Ein gewaltiges saugendes Geräusch! Kopf in die Arme verstecken! Riesiges Zerplatzen: „Gott sei Dank, nicht für mich!“ Die Erde bebt auf und nieder. Fertig!

Wie mühsam sind diese Nächte. Kaum liegen wir im Bett, heult die Sirene. Zum Graben oder Bunker laufen. Es kann vier Stunden dauern. Dann kommen die Kameraden, die die Nacht arbeiten zurück. Um sechs müssen wir aufstehen. Ich bin so müde, daß ich in der Stube bleibe. Der nächste Bunker ist zu weit. Ich lege mich unters Bett. Das gibt drei Vorteile: Ich kann etwas schlafen, die Schrapnellsplitter können durch die vielen Hindernisse hoffentlich nicht durchschlagen, wenn ein Schupo mit seiner Handlampe kommt, bin ich gut versteckt. Wenn der Gesang der Bomben kommt, habe ich vielleicht Zeit durch das geöffnete Fenster in den Graben zu springen.

Die Gesundheit

Um die Gesundheit der Arbeiter wurde sich von seiten der Bunawerksleitung sehr gesorgt. So gab es ein Krankenhaus im Gemeinschaftslager. Dem Pfleger war es nur erlaubt, uns Tabletten gegen Husten, Magenverstimmungen, Zahn- oder Kopfschmerzen zu geben. Wenn es etwas Schlimmeres war, rief er das Werkskrankenhaus an.

Um ins Krankenhaus zu gehen, mußte man erstens sehr krank sein, zweitens vom Meister einen Zettel verlangen, dann den Zettel dem Oberpfleger geben und ihm erklären, was man hat. Sofort gab er dir ein Thermometer. Wenn die Temperatur zwischen 37° und 38° lag, gab er zwei Tabletten und „Zurück, Betrieb, Los!“ Wenn man über 38° Fieber hatte, durfte man den Arzt sehen. Dieser „Zerberus“ Pfleger hatte viel mit Schwindlern und Simulanten zu tun. Er hatte die beste Methode, um sie davon abzubringen. Einmal habe ich versucht zu simulieren. Leider, dieser feine Riecher, kräftig und groß, hatte es gemerkt. Anstatt Pflege habe ich seinen Fuß in meinen Hintern gekriegt: „Los arbeiten, verfluchter Franzose, nächstes Mal, Spergaul!“

Der Arzt, Dr. Kolbe, war sehr freundlich mit allen. Seine Gehilfin, die junge, kurz- und braunhaarige, sehr schöne Barbara, Frau eines Arztes an der Front, mit der ich Schlittschuh tanzte, mochte die Franzosen. Sie hat uns viel geholfen.

Wenn die Lage des Kranken oder Verwundeten es erforderte, schickte Dr. Kolbe ihn entweder zurück zur Stube, wenn es nicht so schlimm war oder ins Werkskrankenhaus. Es war das „Paradies“.

In jedem großen Bunker gab es einen Kranken- und Chirurgieraum. Während der amerikanischen Panzerangriffe 12./13. April, als es viele Verwundete gab, wurde es mir erlaubt in der Pflegeschicht mitzuhelfen.

Weil ich wirkliche Bauchschmerzen hatte (Darmverschlingung) mit über 38° Temperatur durfte ich eine Woche zur Beobachtung im „Paradies“ verbringen. Alles war so ruhig, so sauber, das Essen war so gut und reichhaltig, Betten mit richtigen Matratzen und Tüchern und die Schwestern so nett und freundlich, Gertrud, Herta, Erika!

Einmal wurde ich (Juni 1944) wegen eines Arbeitsunfalls in das Krankenhaus zu Dr. Kolbe gebracht. Beim Rohr abmontieren hatte ich zu viel Ethylen eingeatmet, daß ich oben auf der Leiter hängenblieb. Dies hatte zum Glück ein Siemenstechniker gesehen und angerufen. Als ich im Krankenhaus wieder zu mir kam, war über mir das lächelnde beruhigende Gesicht der schönen Barbara. Kurze Augenblicke der Freude.

Mit den Wanzen hatten wir große Probleme. Jeden 3. Monat hatten wir Desinfizierung. Kleider und Menschen wurden wie anfangs beschrieben desinfiziert. Danach wohnten wir ein paar Tage provisorisch in einem anderen Block. Alle Ausgänge unserer Baracke 10 wurden mit Klebestreifen dicht gemacht. Dann wurde 2 Tage lang Schwefel darin verbrannt. Ein Tag wurde gelüftet und die Matratzen erneuert. Der Vorteil war: die Wanzen sind gestorben. Der Nachteil war: es stank nach Schwefel und das Schlafen auf den voll gefüllten Matratzen war ungemütlich. Doch bald wurde das Holzstroh zu Sägemehl, das durch die Stoffmasken auf die unteren Schläfer oder auf den Boden fließt. Einmal kurz vor einer Desinfizierung wurde Jean Chaniot krank. Er ging zum Werkskrankenhaus. Das Thermometer zeigte nur 38°. Unser „Zerberus“ bemerkte die Wanzenstiche auf den Armen, Händen und Rücken von Jean. Sofort schickte er Jean ins große Krankenhaus nach Halle. Wegen Typhusverdacht verbrachte er dort zwei Wochen. Leider war der Besuch dort für uns streng verboten.

Die Frauen

Die über 40 Jahre alten deutschen Frauen mochten uns gar nicht. Ihre Söhne waren an der Front in Gefahr, manche verwundet oder tot. Jeder Fremdarbeiter erlaubte einem jungen Deutschen Soldat zu sein.

Andererseits, als es nicht mehr viele junge Deutsche daheim gab, mochten uns die jungen Frauen, besonders die Franzosen, sehr gern. „Bel ami hatte Glück bei den Frauen!“

Die jungen Kantinenbedienungen hatten viel Erfolg. Sie waren oft hübsch und begünstigten uns. Zum Beispiel war unser Stubenkamerad aus Lyon, der Schweißler war, der Freund der jungen schönen Bedienung der Werkskantine, wo wir mittags unsere dicke Suppe aßen. Wir hatten zwar nicht dieselben Vorteile, die unser Kamerad bekam, jedoch verkaufte sie uns von Zeit zu Zeit ohne Marken ein zwei oder drei Kilo Roggenbrot (Wie war es möglich, das zu tun?)

Abends gab es ein Fest in der Stube 12.
 Die schöne braunhaarige, blauäugige Schwester Herta war die Freundin von Jackie Frossard, unserem Vertreter. Sie mochte mich gern.
 Unsere Schwester Gertrud, die wir „Mutti“ nannten war die Freundin unseres großen Jean Chaniot.
 Ich begnügte mit der naiven Liebe zu Erika Lebedinskaia, einer jungen Ukrainerin, dem schönsten Mädchen des Lagers. Als Pflegehelferin hatte sie mir einen zerquetschten Finger verbunden. Sie wohnte mit ihrer Mutter und ihrem Schwesterchen uns gegenüber in der Baracke der Ukrainer. Sie war so jung (16 Jahre) und ich war so keusch, daß unsere Verabredungen nur Kinderspiele und leichte Liebe waren.

Das Erziehungslager „Spergau“

Wie könnte man die Hölle beschreiben?
 Wie könnte ich alle Erinnerungen daran ausradieren?
 Wie kann ich ohne Haß, ohne Wunsch nach Rache von meinen unglücklichen Freunden schreiben, die in Spergau, Buchenwald, Mauthausen entweder ihre Gesundheit oder ihr Leben gelassen haben?
 Mir kann nur eine religiöse und freundliche Andacht helfen:
 Orgelmusik von J.S. Bachs Oratorium bringt mir die notwendige Stimmung, um zu schreiben! Eisenach, Köthen und Leipzig sind nicht weit von Merseburg!
 Im Gleichschritt der Geräusche der Holzschuhe geht das schwerfällig laufende Kommando aus Spergau zu den Stellen, an denen sie die nicht explodierten Bomben herausziehen müssen. Jede Gestalt ist wie die andere: Mager, die Kleider, die wir wiedererkennen, flattern um die Körper. Unter der glatten Hirnschale schauen, tief eingegraben in die grauen Gesichter, die von Terror gezeichneten Augen auf den Boden. Nicht Einer ist zu erkennen. Nur durch ein vorsichtiges Handzeichen können wir auf unsere Freunde und Kameraden aufmerksam werden. Das Klingeln der Blechschüssel auf den Schenkelknochen geben das Tempo an. Mittags sind sie wieder zu sehen. Im Hof der Kantine kämpfen sie, um aus einem leeren Suppenbehälter ein paar Tropfen Suppe herauszuholen. Es lacht der Wachmann. Was können wir tun? Aus unserer Stube 12 ist unser Freund Jean De Gasquet dabei., Weil er ein teures Manometer kaputtgemacht hatte.. Einer von uns folgt der Truppe, ein zweiter erkundet, wo das Kommando arbeitet, ein dritter ist auf der Lauer. Der letzte versteckt etwas Proviant unter einem Stein in der Nähe. Jean hat alles vorsichtig beobachtet. Heute denkt er, daß wir ihm sein Leben gerettet haben. Was konnten unsere armseligen Lebensmittel schon helfen, unsere Freundlichkeit hat viel mehr getan! (s. Foto Anlage 2).
 Bei einer Massenverhaftung hatte die Pariser Polizei einen Pennbruder verhaftet. Mit den anderen war er in das Gemeinschaftslager gekommen. So dreckig, wie er war wollten ihn seine Stubenkameraden nicht und er schlief entweder auf dem Boden des Waschraumes oder draußen auf der Erde (in Paris wohnte er unter den Brücken). Er wollte aus Überzeugung nicht arbeiten. Man hatte ihn für die Arbeit als Erdarbeiter mit Hacke und Schaufel eingeteilt. Jede Woche ging er ins Krankenhaus. Die Schwestern hatten ihn „Schnucki“ getauft. Bald wurde er nach Spergau geschickt. Dort hatten sie viel zu tun, um ihn vor Hunger sterben zu lassen.
 Anders war das Leben und der Tod unseres Freundes Pascal Vergez „GOTTES PRIESTER“, dessen einziges Ziel es war, Gott und den anderen zu dienen.
 Was hatten unsere 44 Kameraden, die fast alle in Spergau, Buchenwald und die meisten in Mauthausen gestorben sind, getan?
 Begeistert erfuhren sie von der Landung der Alliierten in der Normandie und wollten den alliierten Truppen helfen! Sie hatten einen Plan gemacht. Sie wollten in dem Feuerwehgebäude alle Waffen stehlen, um gegen die deutsche Armee zu kämpfen und das Gemeinschaftslager zu befreien. Ich hatte als Mitglied der Feuerwehr bei meinen Nachtwachen keine Waffen außer den Äxten bemerkt. Sie haben jedoch weitergeplant. Als erster wurde Jocky Frossard verhaftet, dann 43 andere. Unter ihnen waren auch Jean Chavot und Louis Tracq, zwei Stubenfreunde, die aus meinem Geburtsort waren und die ich schon lange kannte.
 Unser Chemieingenieur Jean Chavet, 22 Jahre, kannte die Fabrikationstechnik wahrscheinlich besser als mancher der deutschen Ingenieure. Deswegen war er gefährlich. Louis Tracq (unser Loulou) war im Gegenteil der harmloseste Mann auf der Erde. Es war seine einzige Freude mit seiner Geige die Musik von Mozart zu spielen. In der Luft über Buchenwald singt „die kleine Nachtmusik“ für die Ewigkeit!

Das Ende

Anfang 1945 waren der Vorstöße der Alliierten Armee so plötzlich und es waren so viele der deutschen Soldaten gefangen, verwundet oder tot, daß der Volkssturm errichtet wurde. Alle deutschen Männer unter 16 Jahre und über 40 Jahre alt, mußten, besonders auch im Lager, Wachdienst machen. Im Zivilanzug mit Flinte und Helm laufen sie Streife, um uns zu überwachen. In ihren Reihen haben wir das Glück unseren Ingenieur zu sehen. Panzerfaustgräben werden entlang der Straße gemacht. Die Schupos, Werkspolizisten und die Leute der Werkstattführung sind nervös geworden. Die schwere langandauernde Arbeit, das wenige Essen, keine Familiennachrichten und der Mangel an Schlaf (Jede Nacht 2 bis 3 Alarme und Bombenangriffe) machen uns todmüde. Nur die Hoffnung auf ein baldiges Ende geben uns ein wenig Freude.
 Ende März sehen wir die ersten leichten amerikanischen, zwei-rumpfigen „Lightnings“ Flugzeuge und Aufklärungsflugzeuge.
 Am Mittwoch, den 11. April, können wir das ununterbrochene, zunehmende Gewittergeräusch der Panzerkanonen hören. Am Donnerstagmorgen ist das Bunawerk außer Betrieb. Die ersten Schrapnelle und Granaten fangen an herunterzufallen. Begeistert, wie Blöde, stehen wir auf einer Anhöhe, um uns die Schlacht anzuschauen. Diese idiotischen Amerikaner haben von weitem nicht gemerkt, daß wir Franzosen sind und schießen auf uns. Ein Belgier

wird verwundet. Sofort laufen wir in den nächsten Bunker. Abends und nachts donnern die Flak- und Panzerkanonen. MG-Salven sind oft zu hören. Am Freitag, den 13. April, früh am Morgen, ist alles ruhig. Vorsichtig gehen wir heraus und sehen die ersten amerikanischen Soldaten.

Die Erfahrung hatte uns überlegter gemacht. Ein paar Kameraden hatten eine kleine blau-weiß-rote Fahne auf Papier gemalt, mit der wir mit erhobenen Händen herauskommen. Diese Kerle sehen mit ihren MG's unterm Arm, schwarzen Gesichtern und Stroh auf dem Helm, nicht freundlich aus. Nach einiger Zeit können wir mit einem Offizier sprechen. Von einer Patrouille werden wir zu unserem Block begleitet. Dort sollen wir auf Anordnungen warten. Eine halbe Stunde später kommt die Anordnung. Frei sind wir! In der Stube 12 umarmen sich 16 Freunde!

Da wir seit drei Tagen fast nichts gegessen hatten, ist es jetzt die Hauptsache, Lebensmittel zu suchen. Dafür verteilen sich die 16 Freunde. Abends können wir unsere Kriegsbeute bewundern: Brot, Kartoffeln, Speck, Butter, 25 kg Zucker und 2 l Schnaps. Bald sind wir am Tisch, bald sind wir satt und..... besoffen!

Das Gemeinschaftshaus ist voll mit deutschen Kriegsgefangenen. Man hat ihnen die Hosenträger und Gürtel genommen, damit sie nicht flüchten. Unter ihnen bemerke ich unseren Lagerführer Simons. Auf unsere Bitte an einen Offizier hin, wird er befreit und bekommt einen Schein. Wir geben ihm Zivilkleider, die einem verstorbenen Freund gehörten. Er kann weggehen.

Der Übergang in die Freiheit

Die amerikanische Führung mag uns nicht versorgen. Dank der Hilfe eines Leutnants, der unser Verbindungsoffizier ist, organisieren die Franzosen und Italiener das Leben von 5000 Leuten. Unser Freund Jean Lecerf, der an einer Offiziersschule studierte, wird zum Lagerchef befördert (später wird Jean ein berühmter Journalist einer großen Pariser-Zeitung). Ein italienischer Unteroffizier hilft ihm. Der Hilfskoch des Kameradschaftshauses wird Proviant- und Küchenchef. Vier MP-Soldaten werden ihn mit einem Jeep begleiten, um Lebensmittel zu beschlagnahmen. Da ich Englisch und Deutsch spreche, organisiere ich mit einem Kameraden, unsere Polizei. Jeder hat seine eigene Schicht. Die meinige besteht aus vier guten harmlosen Kameraden (siehe Briefkopf Anlage 6).

Merkwürdig, alles klappte besser als wir es uns gedacht hatten. Jede Nation organisiert sich selbst. Das Essen ist gut und reichlich. Das Frühlingswetter ist schön. Die Leute sind zufrieden und voll gutem Willen. Jeder Dienst hat so viele freiwillige Arbeiter, wie es gewünscht wird.

Die größte Sorge machen mir die Russen, die von morgens bis abends besoffen sind. Oft schlagen und streiten sie sich untereinander. Einmal muß ich eine Beweiserhebung machen. Ein Russe ist durch Schläge gestorben. Ich hatte keine Erklärung dafür, nicht einmal seinen Namen.

Unsere größte Sorge war: aus dem Gefängnis von Halle Nachrichten von unseren verhafteten Kameraden zu bekommen. Es war erfolglos. Keiner wollte sprechen, wußte etwas oder war nicht da. Ich habe nur die Häftlingsliste bekommen.

Einmal saß mir im Büro ein unscheinbarer, schüchterer, eine Mütze in der Hand haltender Helmut Knochel gegenüber. „Hans, ich brauche eine Bescheinigung von Dir, kannst Du unterschreiben, daß ich zu Dir kameradschaftlich war?“ Einen Augenblick habe ich überlegt. Dann habe ich die Bescheinigung der Maschineschreiberin diktiert und unterzeichnet. Wir haben uns die Hand gedrückt. Ich habe ihn niemals wiedergesehen.

Die Rückkehr

Am 18. April 1945 trafen sich die amerikanische und sowjetische Armee bei Torgau, 75 km nordöstlich vom Bunawerk. Bald werden die sowjetischen Soldaten den Kreis Merseburg besetzen.

Für die Amerikaner wird es Zeit die Tausende ehemaligen Fremdarbeiter wegzubringen.

Zuerst werden die britischen und amerikanischen Kriegsgefangenen mit dem Flugzeug heim gebracht.

Ende Mai werden wir gegen Typhus geimpft. Die Pfleger des amerikanischen Gesundheitsdienstes lassen uns mit nackten Oberkörper an einer Wand ein Reihen von jeweils 50 Männern stehen. Ein Sanitäter sticht in jede Schulter mit einer Nadel, sein Kollege schließt eine kleine Pumpe an und preßt die Dosis Impfstoff ein. Ab und zu stürzt einer auf den Boden. Amerikanische Leistung! Anfang Juli, eine lange Kette GM-LKW's lädt uns an der Korbethaer Straße auf. Los geht es nach Frankreich. Wir fahren auf der Autobahn, die noch in Ordnung ist, über Felder und Straßen durch das total zerstörte Kassel, Bielefeld und Münster nach Wesel, wo wir in einen Zug steigen. Weiter geht es durch Aachen, Maastricht (Holland), Lüttich und Namur (Belgien) und endlich sind wir in Charleville-Mesiere in Frankreich.

Und jetzt

Dieses Schriftstück ist kein Bericht, sondern eine Erzählung.

Neben den Tatsachen ist viel Aufregung und Gefühl eingeschlossen.

Mir war es unmöglich, diese Stücke zu trennen.

Die Fahrt in die Vergangenheit (eine Wallfahrt) am 18./19. September 1997, 52 Jahre später, nach Schkopau hat eine Tür geöffnet. Alles ist mir wieder in den Kopf gekommen. Hunderte Erinnerungen kamen, von denen ich nur die bedeutsamsten auswählte.

Herzlichen Dank an diejenigen, die mir diesen erfolgreichen Besuch ermöglichten!

Heute darf ich mir die Frage stellen: „Was haben mir diese zwei Jahre, mit den harten Erlebnissen, für mein Leben gebracht?“

Auf der sachlichen Ebene: Mein Verstand war zielgerichteter. Im Gegensatz zu vorher, wo ich mich vor dem Studium

fürchtete, war das Ende meines Studiums fast prächtig. Mit weniger Arbeit hatte ich mehr Erfolg als früher. Ich hatte Lust und Achtung für Handarbeit erworben.

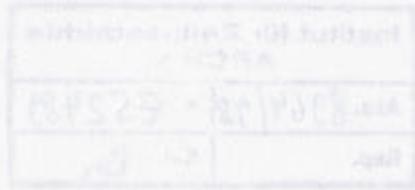
Auf der emotionalen Ebene: Die Gemütsbewegungen, Haß und Lust nach Rache nicht zu kennen. Die Toleranz und das Verbot, Menschen und Ereignisse zu schnell und unter nicht geprüften Erkundigungen zu richten. Meinem ersten Eindruck zu mißtrauen. Vorsicht vor jedem Autoritätsanspruch.

Auf der künstlerischen Ebene: die Lust nach klassischer Musik.

Auf der geistigen Ebene: ein größerer Glaube und Vertrauen auf Gott.

Von Louis Tracq liegt in einer Schublade meines Schreibtisches die Zeichnerschere aus dem Bunawerk.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv



Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 8964/98	252489
Rep.	Kl. Rn